

waren ohne Zweifel äußerst lehrreich, konnten aber in keiner Weise den Nagel auf den Kopf treffen.

Der Dienstmann Nöth und auch Freund „Knackerle“ empfanden das als weinselige Franken besonders. Ihr Naturell rang nach einer anderen Deutung des Bocksbeutelnamens. Und da sie alle Hemmungen in frohem Zecherkreis abgelegt hatten und kein Ansehen der Person bestand, meldete sich der Freund mit der roten Dienstmannsmütze mit dem Monolog seiner untrüglichen und wahrheitsliebenden Meinung im Jargon seiner fränkischen Mundart:

„Stimmt alles nit! Mer wöll'n bei dr Wahrhet blei! Mer wöll'n aa nex verschleier und wöll'n as Kind beim richti'n Nama nenn'! Guckt Euch dia Bocksbeutel ou! A jeder harzhafta Frank' wäss, wu dar Nama harkummt. Dr Bocksbeutel hat a verdammta Ähnlichkeit mit dan Organ, wager dan äim a Bouck a Bouck it und kee Gäss, wu zicklt“.

Der Interpret schwitzte, er war ergriffen von dieser Namensdeutung.

Und der „Knackerla“ setzte dazu: „Freili it des ebbes ordinär, ober natürl'i its und Natur bleit äim Natur“.

Und nocheinmal der Nöth: „Nex fer unguet, ober i gläb', daß die Harnn as gleicha gedacht höm, bloß höm sa wissenschaftli gedacht und des muß bei Professor sou sei!“

Ein langverhaltner Beifallssturm setzte ein. „Bravo Nöth!“ quitierte die Runde. „Noch einen Bocksbeutel“, kommandierte Mister Sunnschein.

Es erhob sich spontan Reallehrer Bachmann zu folgender Apotheose: „Liebe Freunde! Felix Dahn, der große deutsche Dichter, war da schon zu seinen Lebzeiten nicht so zimperlich. Mit aller heiteren Natürlichkeit übersetzte er die Form dieser originellen Flasche mit: *capri saculus*, also der Beutel des Bockes.

„Capri saculus!“ triumphtierte der „Knackerla“.

„Lateinisch its, und die Lateiner höm immer racht!“ –

Ob Missis Sunnschein die Auslegung Nöths begriffen hatte? Wohl kaum, denn Fränkisch war bestimmt für sie eine Fremdsprache.

Vielleicht hat ihr Mister Sunnschein als lebensnaher Franke aus dem Maingrund am nächsten Morgen in gehobener Sprache alles verdeutscht.

An diesem Abend ging es nicht mehr, weil seine Zunge etwas schwer geworden war vom Inhalt der fränkischen Bocksbeutel. –

*Katrine von Hutten*

**Ich bin**

in der Luft  
kein Vogel  
im Wasser  
kein Fisch  
viel Geschrei  
um nichts  
in der Welt  
vertausch ich  
meine Hände  
und Füße  
mit Flügeln  
mit Flossen

## Ludwig Derleth – Dichter oder Prophet?

(Fortsetzung – 1. Teil Heft 6/1971, Seiten 132-133)

Ludwig Derleth hat einmal auf die Frage, weshalb er schreibe, die aufschlußreiche Antwort gegeben: „Weil die Menschen so unsäglich leiden“. Er hat nie aufgehört, nach den Ursachen dieser Leiden zu forschen, und er hat sein Leben darin verzehrt, nach Möglichkeiten einer Heilung Ausschau zu halten. Aber er blieb nicht dabei stehen, die Wurzel des Weltleids in einem vordergründigen politischen oder sozialen Geschehen zu suchen. Nicht aus den bestehenden Verhältnissen sei das Weltelend zu erklären, sondern „aus dem Abfall des Menschen von seiner Idee“. Das Menschengeschlecht im großen und ganzen trägt die Züge einer zerrütteten Natur... Soweit ist es gekommen, daß der Einzelne in seinem Bewußtsein unrecht, faul, brüchig und in sich selbst verarmt ist und dem Ganzen nicht wiedergibt, was er empfangen hat. Das Wissen um die Mitverantwortlichkeit am Ganzen hat er verloren“. Seine Verzweiflung gipfelt in der Klage: „Wer einmal einen Blick in die Natur des Menschen getan hat, vor dem kann keine Freude mehr bestehen“.

Trotz diesem tiefen Pessimismus glaubte Derleth, daß die Menschheit immer noch die Freiheit und Möglichkeit zu einer neuen Entscheidung besitze. So fragte er: „Warum bekennen wir uns nicht dazu, Menschen zu sein, vom Schauer alles Menschlichen unwittert, ... fähig aller Untaten und dennoch Söhne des himmlischen Vaters?“. Daß eine solche Entscheidung ihrem Wesen nach nur eine religiöse sein könne, war ihm Gewißheit. Aber er glaubte nicht, daß ein saturiertes Christentum noch die Kraft zu dem umfassenden Wandel besitze, der ihm unerläßlich schien. Er hielt das Christentum hauptsächlich durch seinen Übergang aus



Ludwig Derleth in seinem Heim in San Pietro di Stabio. Foto: Christine Derleth